

konnte mir zwar nicht sicher sein, was sein Alter betraf, aber selbst auf diese Entfernung waren seine leuchtenden Augen nicht zu übersehen. Sie schienen viel zu groß für sein zartes Gesicht zu sein und wirkten, als würden sie mich aus einer anderen Welt anstarren. Dabei wurden sie so groß und rund, dass sie ganz unnatürlich aussahen. Er lehnte sich nach vorne und presste seine Handflächen gegen das Glas, so als wollte er die Scheibe aus dem Rahmen drücken. Winkte er mir zu? Oder wollte er mir sagen, dass ich verschwinden sollte?

Ich hob eine Hand, um zu ihm hinaufzuwinken, aber sie erstarrte auf halber Strecke, schweißbedeckt und zitterig. Dann, genauso schnell, wie er aufgetaucht war, verschwand der seltsame Junge wieder in der Dunkelheit hinter dem Fenster, bis das Haus mit seiner brandneuen Fassade wieder vollkommen still vor mir lag.

Stirnrunzelnd ließ ich den Blick von der leeren Fensterscheibe über die Einfahrt schweifen, als die Dunkelheit vor mir zum Leben erwachte. Ein schwaches Rascheln schwebte durch die Luft, und ich kniff die Augen zusammen, bis ich hinter einem der Geländewagen eine weitere Gestalt erkennen konnte. Er stand vornübergebeugt und schien im Inneren des Autos nach etwas zu suchen.

Ich versuchte, gegen den Drang anzukämpfen, noch weiter nachzuforschen, aber meine Handflächen kribbelten richtig an meinen Seiten, als meine Neugier die Oberhand gewann und mich förmlich in Richtung des Hauses schob. Ich machte einen vorsichtigen Schritt vom Gehweg herunter und schlüpfte durch das offene Tor. Das Rascheln verstummte. Eine Autotür knallte zu, und ich hörte, wie der lose Kies in der Dunkelheit knirschte. Als sich die Gestalt aufrichtete, tauchte der Kopf des Mannes hinter dem Fahrzeug auf. Er bewegte sich über den Kies, bis er zwischen dem Haus und dem Tor stand und beobachtete, wie ich ihn beobachtete.

Selbst unter den Laternen konnte ich nur seine Umrisse ausmachen: ein großer Schatten mit breiten Schultern und sicheren Bewegungen. Er hielt inne, senkte die Arme und ließ mit absichtlicher Langsamkeit einen Seesack in Richtung Boden sinken, bis er neben seinen Füßen liegen blieb. Dann machte er einen Schritt zur Seite und trat mit voller Kraft mit seinem Stiefel dagegen, und der Sack entwischte meinen neugierigen Blicken und landete hinter dem am nächsten stehenden Geländewagen. Aber was auch immer sich in dem Sack befand, ich hatte ihn bereits gesehen, und das wussten wir beide.

Der Mann neigte den Kopf zur Seite und kam näher, einen entschlossenen Schritt nach dem anderen. Die Distanz zwischen uns wurde immer geringer. Mit jedem seiner Schritte schlug mein Herz noch heftiger in meiner Brust. Meine Neugier löste sich in Luft auf, und die krasse Realität holte mich ein: Ich hatte das Gelände unbefugt betreten und war dabei erwischt worden, und jetzt kam diese schattenhafte Gestalt mit großen Schritten auf mich zu.

Ich drehte mich um und stolperte wieder auf die verlassenene Straße hinaus. Als das Geräusch der schweren Schritte die Stille hinter mir zerriss, rannte ich los. Die Katze, die mit einem schrillen Miauen vor mich sprang, erwischte mich auf dem völlig falschen Fuß. Als ich gerade schlitternd zum Stehen kam und wie wild mit den Armen fuchtelte, knallte der Typ gegen meinen Rücken. Mitten im Schrei verstummte ich, weil mir der Aufprall den Atem aus den Lungen quetschte und ich durch die Luft flog. Ich ließ meine Tasche fallen und landete mit einem dumpfen Schlag auf dem Gehweg, meine Hände und Knie schürften über den Asphalt. Schwindel überkam mich und mein Abendessen schwappte munter in meinem Magen hin und her.

Bevor ich begriff, was da eigentlich gerade passiert war, oder ich mir ausmalen konnte, wie genau ich wohl umgebracht werden würde, wurde ich aus meinen Schmerzen und vom Asphalt auf die Beine gerissen. Ich stand wieder genau an derselben Stelle wie vor wenigen Sekunden, so als hätte jemand auf ZURÜCKSPULEN gedrückt.

Nur dass diesmal etwas anders war: Diesmal spürte ich starke Hände um meine Taille. Sie hielten mich aufrecht, während ich vor- und zurückschwankte und versuchte, das Gleichgewicht wiederzufinden.

»*Stai tranquillo, sei al sicuro.*« Die Worte waren so fremd und unerwartet, dass ich dachte, ich hätte sie mir nur eingebildet.

Ich senkte den Blick auf die Hände, die mich umfassten, und im nächsten Augenblick sah ich mir selbst von oben zu, wie ich mich in die Arme eines völlig Fremden sinken ließ, auf einer verlassenem Straße, mitten in der Nacht und direkt vor dem berüchtigtsten Haus in ganz Cedar Hill.

Eines Fremden, der mich gerade dabei erwischte hatte, wie ich unbefugt auf sein Grundstück eingedrungen war, und der mich anschließend zu Boden geworfen hatte.

Ich hatte genügend Liebesfilme gesehen, um einen romantischen Moment zum Dahinschmelzen zu erkennen – aber ich kannte auch jede Menge Folgen *CSI*. Erschrocken stieß ich die fremden Hände von meinem Körper und machte einen Satz nach vorne. Ich beugte mich nach unten, schnappte mir meine Tasche vom Boden und erhaschte einen Blick auf die dicke Silberschnalle an seinem Lederstiefel, bevor ich mich wieder aufrichtete und die Tasche hastig über die Schulter warf. Ich schaute zu ihm hinauf und wünschte, ich hätte irgendetwas in meiner Tasche, das sich als Waffe verwenden ließ ... nur für den Fall. Aber er stand vollkommen still da, während in der Dunkelheit Schatten über sein Gesicht tanzten. Er unternahm keinen weiteren Versuch, mich anzugreifen, und ich würde auch ganz sicher nicht hier stehen bleiben und abwarten, ob er sich nicht doch noch dazu entschloss.

»Komm mir nicht hinterher.« Meine Stimme klang kräftiger, als ich mich fühlte. Ich drehte mich um und rannte los.

Ich hörte, wie er mir nachrief, aber ich war schon zu weit weg.

Ich drehte mich nicht noch mal um, aber ich war mir sicher, dass ich die Augen des Schattens – *seine Augen* – im Nacken spüren konnte, während ich rannte. Das Geräusch seines Lachens verfolgte mich durch die Dunkelheit.

* * *

Ich kam in Rekordzeit zu Hause an. In der Küche stellte ich zuerst den Honigtopf auf dem Fensterbrett ab, bevor ich nach oben trottete, ein wenig Salbe auf mein brennendes Knie schmierte und ins Bett kroch. Nachdem ich gefühlt mehrere Stunden lang mit aufgerissenen Augen an die Decke gestarrt und dem drängenden Trommeln in meiner Brust gelauscht hatte, fiel ich in einen unruhigen Schlaf voller Träume von Jungen in Fenstern, die sich schließlich in Albträume über schattenhafte Gestalten und Honigtöpfe mit schwarzen Schleifen verwandelten.

3

Das Klatschmaul

Es gab wirklich nicht viel, was mich so richtig nervte. Eine dieser seltenen Ärgernis-Quellen hatte es allerdings mal wieder geschafft, in mein Haus einzufallen und diesen sonnigen Morgen bereits zu ruinieren, bevor er richtig begonnen hatte.

»... und das ist kein gutes Omen, Celine. Ich habe einen sechsten Sinn für solche Dinge ...«

Rita Baileys Stimme, schriller als eine Polizeisirene, drang trotz der Tatsache, dass sie sich eine Etage unter mir befand, mühelos bis in mein Zimmer. Ich blickte finster an die Decke hinauf. Ich wollte nichts über Lana Greens Affäre hören. Oder über Jenny Orins immer schlimmer werdende Schuppenflechte. Oder über den Läuseskandal der Tyler-Kinder. Die schiere Lautstärke des Organs dieser alten Dame ließ mir jedoch keine andere Wahl. Irgendwann musste ich schließlich sowieso da durch, und angesichts des deprimierenden Durcheinanders in meinem Zimmer, gepaart mit dem Wunsch, in Ruhe zu frühstücken, beschloss ich daher, mich ihr sofort zu stellen und den unangenehmsten Teil meines Tages hinter mich zu bringen.

Ich rollte aus dem Bett, krabbelte wühlend durch zerknitterte Jeans und auf links gedrehte T-Shirts und angelte schließlich einen halb vergrabenen BH heraus. Ich sprang auf die Füße und drehte mich um, ohne dabei etwas berühren zu dürfen – manchmal verwandelte ich das Ganze gern in ein Spiel –, schnappte mir eine Jeansshorts vom Boden und zog sie an, bevor ich mich für ein weißes Tanktop und mein Lieblingspaar Converse entschied. Nachdem ich etwas Feuchtigkeitscreme aufgetragen und mein Haar zu einem fransigen Zopf geflochten hatte, trottete ich nach unten und wappnete mich gegen das Unausweichliche, in das ich mich gleich stürzen würde. Noch dazu ohne Kaffee und völlig übermüdet.

Rita Bailey, eine alte, beleibte Dame mit kurzem weißen Haar und verhärmtem, eingefallenem Gesicht saß in einem schreiend pinkfarbenen Hosenanzug über den Küchentisch gebeugt und nippte an ihrem Kaffee. Neben ihr ertrug meine Mutter höflich ihre Gesellschaft und rang sich in den passenden Momenten zu einem angestregten Lächeln oder roboterhaften Kopfnicken durch. Sie hatte sogar einen Teil des Tisches frei

geräumt, der für gewöhnlich unter verstreuten Nähutensilien und Stapeln von Stoffproben begraben lag. Die waren nun auf nur einen halben Quadratmeter Fläche beschränkt, lehnten in bedenklicher Schiefelage an der Wand und drohten, jeden Moment auf sie zu kippen.

Als wir noch in dem großzügigen Haus mit vier Zimmern in der Shrewsbury Avenue wohnten, konnte meine Mutter zwei komplette Zimmer für die Unmengen von Stoffen und anderen Materialien beanspruchen, die sie für das Schneiden ihrer Kleider benötigte, aber hier schienen ihre unfertigen Werke ständig von einem Zimmer ins nächste zu schwappen und uns in allen erdenklichen Farbtönen und Mustern durch das vollgepackte Haus zu folgen. Meterweise elfenbeinfarbene und Chantilly-Spitze ergossen sich über Sessel und kämpften unter Schaufensterpuppen in kurzen Sommerkleidchen und üppigen Abendkleidern um ihren Platz. Seit wir vor eineinhalb Jahren hierhergezogen waren, hatten die gelegentlichen Male, bei denen ich schreiend aufgewacht war, weil in der Ecke meines Zimmers plötzlich eine halb fertige Schaufenster-Braut stand oder ein Jeanskleid hing, das niemals das Licht der Welt erblicken sollte, durchaus ihre Spuren bei mir hinterlassen.

Es war nicht so, dass meine Mutter kein System gehabt hätte. Vielmehr durchschaute es niemand außer ihr. Sie war wahrscheinlich die organisierteste unorganisierte Schneiderin in ganz Chicago, und ich glaube, das gefiel ihr auch. Mrs. Bailey, die mit zusammengekniffenen Augen auf den schwankenden Stoffstapel auf der anderen Seite des Tisches blickte, gefiel es jedoch offensichtlich ganz und gar nicht.

Ich rauschte in die Küche und zog ihre Aufmerksamkeit auf mich, bevor sich ihr Lächeln so sehr anspannte, dass ihr Gesicht fast explodierte. »Guten Morgen, Mrs. Bailey.« *Das war doch gar nicht so schwer.*

Sie richtete ihren starren Blick auf mich. »Guten Morgen, Persephone.«

Ich zuckte zusammen. Es war schon eine ganze Weile her, seit ich meinen Namen in all seiner Scheußlichkeit gehört hatte, und, wenig überraschend, hatte sich nichts daran geändert – er war immer noch das Letzte. Die Art, wie die alte Dame ihn aussprach, schien ihn allerdings nur noch schlimmer zu machen. Sie dehnte die Vokale in die Länge, so als spreche sie mit einem fünfjährigen Kind: *Pör-seff-on-iiii*.

»Ich ziehe Sophie vor«, erwiderte ich mit einer gewissen Verbitterung, die dieses Thema für gewöhnlich mit sich brachte.

»Aber Persephone ist doch viel schöner.«

»Na ja, so nennt mich aber niemand.«

Das war nicht mein Name und das wusste sie auch. Er war nur ein Symbol für die flüchtige Obsession meiner Mutter für griechische Mythologie, die unglücklicherweise mit dem Zeitpunkt meiner Geburt zusammengefallen war. Zum Glück hatte mein Vater schon